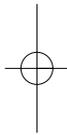


Mein Leben als Königin in Kamerun





Katharina Paholo · Ruth Troxler

Mein Leben als Königin in Kamerun

Bearbeitet von Susanne Dieminger

Weltbild

*In Erinnerung an meinen Vater
Rudolf Hänni*

Inhalt

Bildnachweis

Tafelteil:

Fotos 1, 2, 3, 4, 5, 7, 9, 15: Monika Flückiger

Alle weiteren Bilder stammen von Katharina Paholo-Hänni.

Impressum

Weltbild Buchverlag – Originalausgaben

© 2010 Weltbild Verlag GmbH, Industriestrasse 78, CH-4609 Olten

Alle Rechte vorbehalten.

Lektorat: Susanne Dieminger

Umschlaggestaltung: HAUPTMANN & KOMPANIE Werbeagentur,
Zürich, David Hauptmann

Vorsatzkarte: Thomas Uhlig, Augsburg, www.coverdesign.net

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes
ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt ins-
besondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen
und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

ISBN 978-3-03812-325-5

2012 2011 2010

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Auflage an.

Besuchen Sie uns im Internet:

– Schweiz: weltbild.ch

– Deutschland: weltbild.de

– Österreich: weltbild.at

Vorwort von Hanspeter Bäni	7
Kapitel 1 – Bonjour mon Afrique	9
Kapitel 2 – Marcelins Konzert mit dramatischer Zugabe	26
Kapitel 3 – Warum Schweine den Boden umgraben – eine kamerunische Fabel	58
Kapitel 4 – Die Beschneidung	60
Kapitel 5 – Fröhliche Weihnachten in Bangoulap	65
Kapitel 6 – Die falsche Schlange	73
Kapitel 7 – Unsere standesamtliche Trauung	79
Kapitel 8 – Wir, die ahnungslosen »Streikbrecher«	85
Kapitel 9 – Man sollte Hühner nicht nach ihren Beinen beurteilen	106
Kapitel 10 – Kirchlicher Segen und ein traditionelles Ritual	109
Kapitel 11 – Der Überfall	128
Kapitel 12 – Viel Trubel um mein erstes Buch	148
Kapitel 13 – Oh mein Papa	161
Kapitel 14 – Ein Schlag folgt dem nächsten	174
Kapitel 15 – Kondolenzbesuch für meinen Vater	180

Kapitel 16 – Bauerei mit Hindernissen, eine kleine Chronik	185
Kapitel 17 – Marcelins erster Besuch in der Schweiz	204
Kapitel 18 – Überfall in Yaoundé	223
Kapitel 19 – Traditionen und Respekt, große Feste und Beerdigungen	231
Kapitel 20 – Auftritt im SWR-Fernsehen	249
Kapitel 21 – Fleißige Bienchen aus der Schweiz helfen uns	261
Kapitel 22 – Beerdigungsfeier für meinen Papa in Kamerun	278
Kapitel 23 – Der Ameisenschreck oder was kribbelt und krabbelt da?	295
Kapitel 24 – Hoher Besuch beehrt uns	298
Kapitel 25 – Die »Heiligen Sieben« und die Versammlung »Jeunesse Metcha«	305
Kapitel 26 – Hommage an Nicolas	311
Kapitel 27 – Hurra, wir haben Strom!	318
Nachwort	325
Reisebericht von Rudolf Hänni junior	331
Kamerun gestern und heute	366
Was kostet wie viel in Kamerun	376
Infos/Links	380

Vorwort

»Wie geht es der Königin in Kamerun?« Wohl kaum eine andere Frage wurde mir in den letzten Jahren öfter gestellt als eben diese, und ich gestehe, dass ich mich jedes Mal ein klein wenig darüber ärgerte. Hatte ich nicht schon manch andere Filme realisiert? Filme, die künstlerisch viel anspruchsvoller waren als die wohl abenteuerliche aber auch etwas absurde Geschichte einer Frau, die im Internet einen Prinzen aus Kamerun entdeckt hatte und kurz darauf Hals über Kopf in die afrikanische Abgeschiedenheit zog, um ihren Traum von Liebes- und Lebensglück zu verwirklichen. Nein, die Dreharbeiten zu den mehrteiligen Filmen über die weiße Königin und ihrem schwarzen Prinzen empfand ich nie als kreative Herausforderung. Christoph Müller (Leiter der Abteilung Dokumentarfilm beim Schweizer Fernsehen) und ich dokumentierten einfach realitätsnah das Leben einer Schweizerin, die freiwillig in ein Land zog, wo Erkrankungen wie Cholera, Tuberkulose, Gelbfieber und Malaria ein größeres Ausmaß annehmen können. Mehrmals schon erkrankte Katharina schwer; einmal war es Blutmangel, dann wieder ein Malaria Schub und ein anderes Mal schwächten Würmer ihren Körper, die sie vermutlich durch verunreinigtes Trinkwasser zu sich nahm. Nicht gerade förderlich fürs Wohlbefinden der schweizerisch-kamerunischen Beziehung sind auch die anhaltenden finanziellen Probleme. Diese nahmen zeitweise ein dramatisches Ausmaß an. Bei einem meiner Besuche in Kamerun hatte Katharina nur noch eine halbe Portion Teigwaren als Essensvorrat. Ansonsten gab es keine Lebensmittel in der stau-bigen Hütte, alles Geld war ausgegeben. Katharina, ihr Mann Marcelin und Sohn Sky standen vor dem Nichts. Und trotzdem ging es irgendwie weiter. Ein wahrer Existenzkampf, dem manche bewundernd gegenüberstehen, andere als leichtsinnig abtun

mögen. Und so gäbe es noch viele Reminiszenzen über die kleine Familie zu erzählen, die dramatisch, bizarr, gefährlich, nervenaufreibend, lustig und herzerwärmend sind. In ihrer Gesamtheit ergeben sie die ideale Mischung für ein spannendes Drama aus dem wirklichen Leben, das niemanden unberührt lässt und auch viele Fernsehzuschauer mehr zu fesseln vermag als manch andere, künstlerisch noch so hochstehend gemachte Produktion. Das vorliegende Buch ist gespickt mit neuen, fesselnden Geschichten und dramatischen Erlebnissen aus dem Leben der Familie Paholo-Hänni. Mit der Publikation dieser Biographie glaube ich, dass die Frage nach Katharinas derzeitigem Befinden ausreichend beantwortet ist. Doch vermutlich wird es nicht lange dauern und man wird mir angesichts dieser außergewöhnlichen Geschichte erneut die Frage stellen: »Wie geht es eigentlich der Königin in Kamerun?«

Hanspeter Bäni
SF-Redaktion »DOK« und »Reporter«

Kapitel 1

Bonjour mon Afrique

Nur im Vorwärtsgehen gelangt man ans Ende der Reise



»Passagiere des Swiss-Fluges nach Douala zum Boarding bitte«, tönt es aus den Lautsprechern im Flughafen Zürich. Ich hänge mir das Handgepäck um, nehme Sky auf den Arm und eile zum Schalter. Mein Herz schlägt höher, bald werden wir beide wieder zu Hause sein. Zu Hause, in meiner kamerunischen Heimat im kleinen Dörfchen Bametcha bei Bangangté. Bei all den liebenswerten Menschen, die mich so gut in ihrer Mitte aufgenommen haben, als wäre ich eine von ihnen. Mir wird ganz warm bei diesem Gedanken und meine Sehnsucht nach Marcelin wird immer stärker.

Es ist Ende August 2007, mein erster Besuch in der Schweiz seit meiner Auswanderung im Dezember 2005 liegt hinter mir. Ich nehme meinen Platz im Flugzeug ein, Sky behalte ich auf meinem Schoß. Schon bald schläft er ein, sodass ich ihn, sobald wir die Flughöhe erreicht haben, in ein bereitgestelltes Bettchen legen kann.

Entspannt lehne ich mich zurück und lasse meine Gedanken noch einmal Revue passieren. Vor sechs Monaten war ich mit Christoph Müller vom Schweizer Fernsehen wieder in die Schweiz geflogen. Hanspeter Bäni erwartete uns damals mit seiner Kamera am Flughafen. Er begleitete uns nach Hause, um dann den Augenblick zu filmen, in dem meine Eltern ihren Enkel zum ersten Mal sehen und in der schweizerischen Heimat begrüßen dürfen. Die Bahnreise vom Flughafen Zürich bis Interlaken Ost dauerte gut zwei Stunden. Mein Vater holte uns am Bahnhof Interlaken Ost ab. Ich erkannte ihn schon von Weitem, denn er trug wie immer, wenn es kühl ist, seine mir altvertraute Wollmütze, um seine empfindlichen Ohren vor Kälte und Zugluft zu schützen.

Nachdem er mich prüfend angesehen hatte, sagte er als Erstes zu mir: »Mager bist du geworden!«

»Nein, nein, das sieht man doch gar nicht in diesem Kleid«, entgegnete ich eher belustigt, denn ich trug das weite, hellbraune Kleid mit dem bodenlangen Rock, das ich zur Hochzeitszeremonie am Königshof getragen hatte. Mein Vater fuhr uns nach Hause, nach Bönigen am Brienersee. Dort wohnten meine Eltern in einem vierhundert Jahre alten, unter Denkmalschutz stehenden Haus, mitten im alten Dorfkern. Meine Eltern fühlten sich dort sehr wohl. In den zehn Jahren, seit sie in diesem Haus wohnten, hatten sie sich ein kleines Reich eingerichtet. Als wir ankamen, erwartete uns meine Mutter bereits unten an der Treppe. Überglücklich, uns gesund und munter zu sehen, schloss sie uns mit Tränen in den Augen fest in die Arme.

Nach der ersten allgemeinen Wiedersehensfreude, in die natürlich auch Pico, der kleine Familienhund einbezogen werden wollte, und einem kurzen Plauderstündchen mit einer feinen Tasse Kaffee, zeigte meine Mutter mir das Zimmer, das sie extra für uns hergerichtet hatte. Sky bekam das Kinderbett, in dem schon meine Geschwister und ich groß geworden sind. Sogar einen Fernseher haben meine Eltern für dieses Zimmer besorgt, in dem ich viele Nächte mit Schreiben verbringen werde.

An diesem Abend verabschiedete sich Hanspeter Bäni bald und so konnten wir uns von der langen Reise etwas ausruhen. Dann überschlugen sich die Ereignisse:

Für die Ausreise mit Sky stellte mir die Schweizer Botschaft in Yaoundé ein *Laissez-Passer* aus, also eine Bestätigung, dass er in die Schweiz einreisen darf. Auf der Botschaft sagten sie mir, ich könne das *Laissez-Passer* auf der Gemeinde ganz einfach abgeben und werde dafür einen Pass für Sky bekommen. Als ich mich mit dem Schreiben bei der Einwohnergemeinde Bönigen gemeldet hatte, ahnte ich noch nicht, dass dies der Anfang einer langen Odyssee sein würde. Das Standesamt Bern stellte es doch tatsächlich infrage, ob Sky überhaupt mein Kind sei. Es war einfach unglaublich. Man kann sich gar nicht vorstellen, wie verletzt man sich als Mutter fühlt, wenn einem so etwas vorgeworfen wird. Knapp ein Jahr lang konnte Sky in der Schweiz nicht registriert werden, weil die Vaterschaft angeblich nicht geklärt sei. Und das,

obwohl ich eine Geburtsurkunde aus Kamerun hatte, die Marcelin eindeutig als Vater ausweist. Nach Schweizer Gesetz ist der Ehemann der Vater. Zum Zeitpunkt der Zeugung und Geburt war ich leider auf dem Papier noch mit Nuruddin verheiratet. Ich hätte mich gerne vorher scheiden lassen, aber das war durch die örtliche Distanz nicht eher möglich. Obwohl Nuruddin, als Sky gezeugt wurde, 4600 Kilometer weit weg war, galt er trotzdem rechtlich als Vater! Natürlich war es für alle Beteiligten klar, dass Nuruddin nicht der Vater von Sky ist. Wir wollten dies mit einem Schreiben bestätigen, doch das wurde nicht akzeptiert. Bei der Gerichtsverhandlung mussten wir dies bezeugen und sogar erklären, wo wir zum Zeitpunkt der Zeugung waren. Man sagt immer, die Gerichte seien überlastet, aber wenn selbst für so etwas ein Gerichtsverfahren durchgeführt wird, wundert mich das nun nicht mehr.

Als Erstes kontaktierte ich dann meine Anwältin, um die Scheidung von Nuruddin in die Wege zu leiten. Ich hoffte sehr, dass wir den Scheidungstermin noch vor den Gerichtsferien bekommen würden, da ich für Ende Juli das Rückflugticket nach Kamerun gebucht hatte. Wir bekamen jedoch erst für den 16. August einen Termin. Dadurch war ich gezwungen, meine Ferien zu verlängern, und das nur, um für zwanzig Minuten vor Gericht zu stehen. Das ärgerte mich wirklich sehr, denn für Nuruddin und mich gab es ja keinerlei Unstimmigkeiten. Warum kann man eigentlich eine Scheidung nicht einfach gemeinsam schriftlich einreichen, wenn man sich doch einig ist?

Wie dem auch sei, nach der Scheidung wünschten wir uns gegenseitig alles Gute. Nuruddin sagte mir noch beim Abschied, dass seine Mutter krank sei und er deshalb bald wieder nach Kenia fliegen werde, um nach ihr zu sehen. Ich bat ihn, Grüße von mir auszurichten und gute Besserung zu wünschen. Im Frühling 2008 erfuhr ich, dass sie gestorben ist. Sie war nur vier Jahre älter als ich.

Schon bald nach meiner Ankunft in der Schweiz kam mich meine Jugendfreundin Brigitte mit ihrem Mann René besuchen. Natürlich hatten die beiden tausend Fragen. Sie könnten sich niemals vorstellen, in Afrika zu leben. Nach einem unterhaltsamen Nach-

mittag verabschiedeten sie sich gegen Abend und ich begleitete die beiden noch vors Haus zu ihrem Auto. Als ich draußen an der frischen Luft stand, wurde mir plötzlich sehr heiß. Mehr zu mir selber murmelte ich: «Hoffentlich ist das keine Malaria.»

»Du machst Witze!«, meinte Brigitte erstaunt. »So schnell kann das doch gar nicht gehen!«

»Doch, leider, das kann so schnell gehen«, gab ich leicht beunruhigt zurück, winkte den Wegfahrenden noch nach und ging in die Wohnung zurück. Meinen Eltern sagte ich, dass ich mich nicht gut fühle und mich deshalb etwas hinlegen möchte. Sofort döste ich weg. Wie durch einen Schleier hörte ich Papa zu Mama sagen: »Ihr Zustand gefällt mir gar nicht, so kenne ich unsere Tochter überhaupt nicht.« Einige Zeit später erwachte ich wieder und fragte Mutter nach dem Fieberthermometer. Innerhalb von 15 Minuten stieg die Temperatur auf 41 Grad!

»Ruf unverzüglich im Spital Interlaken an und informiere sie gleich, dass ich mit Malaria komme. Frag, ob ich Sky mitnehmen kann, da ich ihn ja noch stille«, bat ich meine Mutter.

Wir sollen direkt zur Notaufnahme fahren, Sky könne ich mitnehmen. Meine Kräfte reichten gerade noch, um das Wichtigste für Sky und mich zu packen, und schon bald waren wir im Spital. Meine Eltern blieben an meiner Seite, bis die ersten Tests die Malaria bestätigten. Sky durfte in einem Kinderbett in meinem Zimmer bleiben. Er wurde der absolute Liebling der Abteilung. Dass er meine Milch nicht verweigerte, versetzte alle in großes Erstaunen. Durch das Chinin wurde die Muttermilch nämlich bitter. Nach einer Woche konnte ich nach Hause. Dadurch, dass ich früh genug ins Spital ging, verlor ich während dem ganzen Krankheitsverlauf nie das Bewusstsein.

Ich war mit meinem handgeschriebenen Manuskript in die Schweiz gereist. Nach meiner Genesung musste ich mir als Erstes einen Computer besorgen, um es abzutippen. Eigentlich hatte ich gehofft, für ein paar Wochen bei meiner Schwester Hedi wohnen zu können. Sie besitzt einen Computer, braucht ihn nicht beruflich und ihre Kinder sind inzwischen erwachsen und in der Berufsausbildung. So dachte ich, sie hätten genug Platz für mich. Doch dem war leider nicht so und ich musste mir eine andere Lösung einfallen lassen.

Daraufhin versprach mir Christoph Müller, sich nach einem Laptop für mich umzuhören. Einige Tage später bekam ich ein altes Gerät einer Fernsehmitarbeiterin. Da ich einen Abgabetermin für den ersten Teil des Rohmanuskriptes hatte und es alleine niemals geschafft hätte, half mir meine Freundin Susanne liebenswürdigerweise beim Abtippen.

Kurze Zeit nach meiner Ankunft in der Schweiz erhielten meine Eltern die Kündigung für ihre Haushälfte. Das war sehr schlimm für sie. Noch kurz zuvor sagte Vater voller Stolz zu Mutter, nachdem er wieder etwas am Haus renoviert hatte: »So, Mameli, jetzt nach zehn Jahren haben wir endlich unseren Alterssitz fertig eingerichtet.« Die Kündigung traf beide schwer, denn damit hatten sie niemals gerechnet, obschon sie wussten, dass das Haus seit einem Jahr zum Verkauf stand. Da der Besitzer gestorben war, gehörte das Haus einer Erbengemeinschaft. Meine Eltern hätten zwar das Vorkaufsrecht gehabt, aber ein Kauf war aus mehreren Gründen nie ein Thema. Zum einen fehlten die dafür notwendigen finanziellen Mittel und zum andern bekam Mutter immer mehr Beschwerden mit den Beinen, sodass die beiden Treppen des Hauses für sie eines Tages wohl zum Problem geworden wären. Die neuen Besitzer wollten nun so schnell wie möglich selber einziehen.

Was Vater auch sehr zu schaffen machte, war, dass sie auch ihren Apfelbaum mit sieben Sorten Äpfeln zurücklassen mussten, den sie ein oder zwei Jahre zuvor extra hatten präparieren lassen. Wegen diesem Baum gab es dann noch Streitigkeiten mit den Käufern, da sie nicht mal die geforderten hundert Franken dafür bezahlen wollten. Blutenden Herzens hat ihn Vater kurzerhand umgesägt.

So begann nun die Suche nach einer neuen, nicht zu teuren Wohnung, an der sich auch meine Geschwister intensiv beteiligten. Es wurden Wohnungen im Emmental und in Thun besichtigt, aber für keine konnten sich meine Eltern entscheiden, zu sehr waren sie noch mit ihrem Haus verbunden. Im Alter unerwartet umziehen zu müssen, ist nicht einfach. Zudem hatte sich Vater im Haus eine kleine Schreinerwerkstatt eingerichtet, von der er sich nur ungern trennen wollte. Eine Wohnung, in der er sich diese nicht wieder einbauen könnte, war für ihn undenkbar.

Schließlich fand meine Schwester Margrith eine Wohnung in Kehrsatz bei Bern. Meine Eltern waren zuerst auch von dieser nicht begeistert, jedoch des Suchens müde und die Aussicht, dass die Tochter im Nachbardorf wohnt, ließ sie schlussendlich zustimmen – zumal Papa im Haus von Margrith seine kleine Werkstatt wieder einrichten könnte.

Sky war zu diesem Zeitpunkt erst sechs Monate alt. Da ich schon beim Packen und den ganzen Umzugsarbeiten nicht viel helfen konnte, beschloss ich nach Absprache und mit dem Einverständnis meiner Eltern, wenigstens nicht auch noch im Weg zu sein. Als ich noch überlegte, wo ich während dieser Zeit eine Bleibe finden könnte, kam eines Tages meine Freundin Bea mit ihrer Tochter Angela auf Besuch. Wir machten zusammen ein gemütliches Picknick am See und natürlich kamen wir auch auf meine missliche Lage zu sprechen. Spontan und nett wie sie ist, schlug sie mir vor, dass Sky und ich doch bei ihr einziehen könnten. Dieses großzügige Angebot nahm ich sehr gerne an, zumal wir uns auch gut verstanden. So zog ich für zwei Monate mit Sky nach Biel.

Während dieser Zeit fand gerade die »Braderie« statt, so heißt das Stadtfest von Biel. Das Wetter war herrlich, wir schlenderten durch die Stadt, gingen Fisch essen und genossen ganz einfach das Fest. Bei diesem Anlass wurde mir zum ersten Mal bewusst, dass mich in der Schweiz mittlerweile viele Leute kennen, denn ich wurde einfach von Fremden angesprochen. Eine Begebenheit war besonders lustig: Bevor wir abends nach Hause gehen wollten, beschlossen wir spontan, noch ein Eis zu essen, Bea kannte eine gute Eisdiele. Während sie das Eis besorgte, wartete ich draußen vor dem großen Schaufenster. Plötzlich kam ein Mann zielstrebig auf mich zu. Ganz kurz überlegte ich noch, ob ich ihn von früher kenne, vielleicht war er ja ein alter Schulkollege. Er stellte sich vor und erklärte, dass er meine »Reporter«-Filme im Fernsehen gesehen hätte und mich für meinen Mut bewundere. Dann kam noch seine Freundin dazu. Wir unterhielten uns kurz, bevor sie wieder in der Menge verschwanden. Erst als Bea wieder zurückkam, löste sich meine Überraschung und ich bedauerte, die beiden nicht an unseren Tisch eingeladen zu haben. Bea erzählte mir, dass dieser Mann ebenfalls in der Eisdiele gewesen sei. Als er mich gesehen habe, sei er ganz aufgeregt rausgelaufen

und habe seine Freundin einfach stehen lassen. Wenn ich heute nach Bern oder sonst wohin einkaufen gehe, werde ich noch viel öfters angesprochen.

Nach dieser schönen Zeit bei Bea verbrachte ich den Rest meines »Heimaturlaubes« wieder bei meinen Eltern in ihrer neuen kleinen Wohnung in Kehrsatz.

In diesem Moment werde ich unsanft von einer stereotypen Lautsprecherstimme aus meinen Erinnerungen gerissen.

»Meine Damen und Herren, in wenigen Minuten beginnen wir mit dem Sinkflug auf Douala. Bitte schnallen Sie sich wieder an, stellen Sie Ihre Sitzlehne gerade und klappen Sie Ihren Tisch hoch. Vielen Dank.«

Gleich werden wir in Douala landen, Marcelin wird uns in seine Arme schließen und wir werden endlich wieder zu Hause sein. Eine große Glückswelle durchströmt mich in diesem Augenblick.

»Bonjour mon Afrique«, sage ich leise vor mich hin.

Da wir bestimmt noch auf die Koffer warten müssen, beeile ich mich nicht beim Aussteigen, sondern ziehe in aller Ruhe Sky an und werfe noch einen letzten Blick auf meinen Sitz, um mich zu vergewissern, dass ich auch nichts vergessen habe. Als wir das Flugzeug schließlich verlassen, schlägt uns die typisch feucht-warme Luft entgegen. Ja, wir sind zu Hause!

Jetzt nur noch schnell die Formalitäten erledigen und auf die Koffer warten – dachte ich. Bei der ersten Kontrollstelle gibt es keine Probleme, dort werden nur die vorgeschriebenen Impfungen überprüft. Ein Holzhäuschen weiter geht es um die Einreiseformalitäten. Die Frau, die dort sitzt, schaut skeptisch auf das Papier, das ich ihr anstelle eines Passes für Sky vorlege.

»Ich kann Ihr Kind nicht einreisen lassen, es hat keine Papiere.«

»Doch, das ist ein Schreiben der kamerunischen Polizei in Yaoundé, dass er einreisen darf«, versuche ich ihr das Laissez-Passer zu erklären. Dies hatte mir Marcelin extra noch in die Schweiz gemailt, um etwaigen Problemen vorzubeugen. Doch es hilft alles nichts. Ich habe den Eindruck, dass sie die Machtsituation ausnutzt und ich keine Chance habe, bei ihr damit durchzu-

kommen. Aufgrund der langen Reise mittlerweile leicht aggressiv und genervt, sage ich ihr bestimmt, man solle meinen Mann rufen lassen. Das wirkt. Ich weiß nicht, wer ihn angerufen und geholt hat, jedenfalls steht Marcelin bereits fünf Minuten später neben uns. Nach einer kurzen Begrüßung erkläre ich ihm unser Problem. Er diskutiert eine Weile mit ihr, während ich mich etwas im Hintergrund aufhalte. Bald höre ich, dass die Diskussion hitziger wird und Marcelin den Polizeichef des Flughafens zu sprechen verlangt. Die anderen Passagiere sind schon längst verschwunden. Widerwillig führt sie uns ins Büro des Polizeichefs. Dieser begrüßt uns freundlich und fragt die Frau, was es für ein Problem gäbe. Sie legt ihm das Schreiben vor und erklärt ihm, dass sie Sky nicht durchlassen könne, da er keine gültigen Reisepapiere besitze. Auf Marcelin zeigend, fragt der Polizeichef, ob er der Vater sei und sich als Kameruner ausweisen könne. Sie bestätigt beides. Der Polizeichef ist verärgert und belehrt vorwurfsvoll seine Angestellte: »Schauen Sie sich mal den Vater an und dann das Kind! Er könnte nicht mal abstreiten, dass dies sein Sohn ist!« Die Frau nickt nur noch.

»Der Vater ist Kameruner, das ist sein Kind, also lassen Sie ihn unverzüglich einreisen!«, befiehlt er nun lautstark. Sie nickt wortlos und geht zur Tür. Zu uns gewandt sagt er in freundlichem Ton: «Ich wünsche Ihnen einen schönen Abend und eine gute Heimreise.»

Dann schaut er mich an und sagt sehr höflich: »Bienvenue en Cameroun!«

Selbst nach diesem Zwischenfall müssen wir noch weiter aufs Gepäck warten. Danach geht es zügig durch die letzte Kontrolle und mit dem Taxi zum Hotel »Foyer du Marin«. Nach dem Begrüßungshallo setzen wir uns im Garten an den großen, runden Tisch mit dem Strohdach. Bestellen können wir relativ schnell, doch bis das Essen kommt, dauert es natürlich eine Weile. Froh, wieder zusammen zu sein, plaudern wir ausgiebig und spielen mit Sky, der langsam unruhig wird. Danach verkriechen wir uns rasch in die Federn, denn die lange Reise war doch recht anstrengend.

Da wir länger geschlafen haben als vorgesehen, müssen wir uns nun überlegen, wie wir so schnell wie möglich nach Bangangté

kommen. Die ersten Busse sind schon weg. Nach dem Frühstück beschließt Marcelin, dass wir zum großen Busbahnhof Bonabéri fahren und nicht wie üblich in die Stadt zum Busbahnhof Brazzaville. Ich finde jedoch, es wäre besser, nach Brazzaville zu fahren, da dort der Ausgangsbahnhof ist. Wenn die Busse in Bonabéri halten, sind sie meistens schon voll. Marcelin entscheidet trotzdem, mit einem Taxi aus der Stadt raus nach Bonabéri zu fahren.

Dort angekommen, stellen wir bald fest, dass kein Bus in unsere Richtung fahrbereit ist. Da es schon langsam heiß wird, begleitet uns Marcelin zu einem kleinen Lokal am Rand des Busbahnhofs, das angenehm im Schatten liegt. Er will sich nach einem Bus in unsere Richtung umsehen, während Sky und ich uns die Zeit damit vertreiben, das bunte Treiben um uns herum zu beobachten. Wie in jeder afrikanischen Stadt laufen auch hier viele fliegende Händler vorbei: Einer kommt mit einem großen Karton voller Stangenbrote auf dem Kopf, eine ältere Frau balanciert einen Teller Avocados vorbei und ein weiterer trägt eine Ziege auf den Schultern.

Nach einiger Zeit kommt Marcelin zurück und bringt uns Grillfleisch mit Bâtons de Manioc. Diese Köstlichkeit gehört hier fast zum täglichen Brot. Dazu wird fermentiertes Maniokmehl zu einem Teig geknetet, in ungefähr vier Zentimeter dicke und etwa zwanzig Zentimeter lange Rollen geformt, in Bananenblätter eingerollt, gebunden und dann gekocht. Zum Verkauf werden meistens vier Stück zusammengebunden angeboten. Gegessen wird dann nur das Innere, also die Maniokwurst. Meiner Meinung nach schmecken sie am besten zusammen mit Avocadostücken, ansonsten sind sie fad und sehr gewöhnungsbedürftig.

Für Sky gibt es wie immer Bananen.

Inzwischen ist schon Mittag vorbei, doch ein Bus ist noch immer nicht in Sicht. Nervös tigert Marcelin wieder los, um weiter Ausschau zu halten. Die Hitze wird langsam unangenehm. Endlich, gegen 14 Uhr, hat er einen Bus gefunden, der wenigstens bis Bafang fährt. Dieser Ort ist eine Stunde von Bangangté entfernt. Dort können wir dann den Bus wechseln oder gar ein Taxi nehmen.

Wir kaufen noch Verpflegung für unterwegs. Natürlich dauert

es nochmals eine Stunde, bis der Bus ganz voll ist und es endlich losgeht. Je höher wir kommen, umso mehr Wolken ziehen auf. Wenigstens ist es dadurch nicht mehr so heiß im Bus. Zwei Stunden vor Bafang beginnt es zu regnen und es wird sogar richtig kalt. Zum Glück habe ich Jacken dabei.

In der abwechslungsreichen, hügeligen Umgebung von Bafang wachsen zwischen Bananen- und Kaffeeplantagen sogar Kiefern. Bafang liegt auf 1380 Metern Höhe und ist der Hauptort des Verwaltungsbezirkes Haut Nkam. Zudem ist Bafang das »Tor« zum Land der Bamiléké. Der Stamm der Bamiléké, zu dem Marcelin gehört, zählt um die vier Millionen Angehörige, was in etwa 19% der Bevölkerung Kameruns entspricht. In Kamerun gibt es weit über zweihundert verschiedene Volksstämme und ebenso viele verschiedene Muttersprachen dieser Volksgruppen, die meisten davon werden aber nur gesprochen.

Als wir gegen 19 Uhr unser Ziel erreichen, regnet es immer noch in Strömen. Trotzdem erhasche ich wenigstens rasch einen Blick auf das schöne Portal zur dortigen Chefferie, das gekreuzte Elefantenzähne ziert. Gleich beim Ortseingang befindet sich ein Schild mit der Aufschrift »Welcome to Hotel Falaise«. Von dort ist es nur ein kleiner Fußweg von ungefähr fünfzig Metern bis zu den Wasserfällen von Mouankeu. Der gleichnamige Fluss stürzt dort aus einer Höhe von vierzig Metern von einem mit Bäumen und Büschen überwucherten Felsrand in die Tiefe. Ein imposantes Schauspiel.

Wie erwartet, fährt kein Bus mehr weiter nach Bangangté oder Bafoussam. Es bleibt uns nichts anderes übrig, als in Bafang zu übernachten, denn für eine Fahrt mit dem Taxi ist es bereits zu spät und daher zu gefährlich. Marcelin wählt das beste Hotel im Dorf. Es hat sogar Fernsehen, doch kein warmes Wasser. Trotz Regen geht Marcelin noch einmal raus, um uns gebratenen Fisch zu kaufen. Ich setze bei diesem Wetter keinen Fuß mehr vor die Tür, obwohl ich Lust hätte, irgendwo außerhalb des Hotels zu essen.

Diesmal habe ich ausnahmsweise nichts dagegen, dass mich Marcelin am andern Morgen bereits um sechs Uhr weckt, denn ich will so schnell wie möglich nach Hause. Er organisiert uns ein

Taxi, trägt in der Zwischenzeit die Koffer runter und schon steht das Auto abfahrbereit vor dem Hotel. Es bleibt mir gerade mal genug Zeit, um Sky und mich anzuziehen und rasch ein Brot zu kaufen.

Unser Fahrer ist ein »Nordist«, wie wir hier sagen, also ein Mann aus dem Norden Kameruns. Er beginnt, sich mit Marcelin zu unterhalten und es stellt sich schnell heraus, dass er uns kennt. Wie die meisten Nordisten ist er Viehhirte und wohnt, wie er uns erzählt, in einem kleinen Dorf bei uns in der Nähe (für afrikanische Verhältnisse!). Mit seinen knapp hundert Tieren ist er auch schon an unserem Grundstück vorbeigekommen. Diese afrikanischen Zeburinder haben lange Hörner und sind – wie ich meine – größer als diejenigen, die ich von der Schweiz her kenne. Die Nordisten verkaufen gerne die Milch ihrer Rinder.

Der Mann spricht Pidgin-Englisch, was für Marcelin kein Problem ist. Ich weiß mittlerweile, dass Pidgin eine reduzierte Sprachform bezeichnet, die verschiedensprachigen Personen zur Verständigung dient. Die meisten Kameruner sprechen mindestens zwei Sprachen, auch diejenigen, die weder lesen noch schreiben können. Meistens handelt es sich bei der zweiten Sprache um diejenige des benachbarten Volkes, also um eine der beiden offiziellen »Staats«-Sprachen Französisch oder Englisch. Wobei Englisch als Verkehrssprache unter der breiteren Bevölkerungsschicht so gut wie keine Rolle spielt.

Unser Taxifahrer hat mich – zu meinem nicht geringen Erstaunen – aufgrund eines gemeinsamen »Ereignisses« wiedererkannt! Erst jetzt erinnere ich mich daran, ihn einmal an einem heißen Tag eine Weile beobachtet zu haben. Er trug nichts bei sich, weder eine Kalebasse, einen Beutel oder eine Tasche, einzig und allein einen Treiberstock, mit dem er seine Herde führte. Bestimmt war er schon seit dem frühen Morgen mit seiner Herde unterwegs und hat großen Durst, überlegte ich mir. Ohne dass er mich darum gebeten hätte, gab ich ihm eine Flasche Wasser zu trinken, die er sehr dankbar entgegennahm.

Der Mann erzählt Marcelin, dass er das nicht vergessen habe, denn niemand sonst habe ihm jemals ungefragt Wasser angeboten und schon gar nicht eine Weiße. Diese kleine Geste hatte ihn total überrascht. Da er uns kennt, beschließt Marcelin, uns di-

rekt von ihm nach Hause fahren zu lassen. Mit einem fremden Taxifahrer wären wir nur bis Bangangté gefahren und hätten dort vorsichtshalber nochmals das Taxi gewechselt, um niemand unnötig auf unser Haus aufmerksam zu machen.

Während des Gesprächs fällt mir sofort auf, dass die beiden Männer auf Anhieb einen guten Draht zueinander haben. Warum sich die Bamiléké und die »Nordisten« so gut verstehen, dafür gibt es einen Grund, der schon einige Jahre her ist, erfahre ich später von Marcelin: Da beide Volksstämme in Kamerun als die besten Geschäftsleute gelten, haben wir in und um Bangangté die meisten Geschäfte. Vor Jahren hatte Präsident Paul Biya die Handelseinfuhr mit Containern freigegeben. Aber gleichzeitig »vergaß« er zu sagen, dass man Zoll und Steuern zahlen muss, um die Waren aus dem Hafen auszulösen. In Douala findet man heute Geschäftsleute aus dem ganzen Land. So wollten diese in Douala Container um Container mit Waren einführen. Nun hatten sie aber kein Geld mehr, um die Zollkosten zu bezahlen, weil sie alles bereits aufgebraucht hatten, um die Waren einzukaufen. Zwar waren schon damals die Bamiléké und die »Nordisten« als gute Geschäftsleute bekannt, doch es bestand noch keine Zusammenarbeit, weil die räumliche Distanz zwischen den beiden Völkern zu groß war. Dazu gibt es nun eine lustige Geschichte: Ein Nordist hatte einmal einem solchen Geschäftsmann angeboten, für ihn die Waren auszulösen, aber natürlich für einen sehr geringen Preis. Der vermeintlich clevere Geschäftsmann lehnte ab und wollte sein Glück bei einem Bamiléké versuchen. Doch der arme Geschäftsmann wusste natürlich nicht, dass die Nordisten mit den Bamiléké in Verbindung stehen. Der Nordist hatte nämlich daraufhin mit dem Bamiléké eine Preisabsprache getroffen – und der Geschäftsmann war nun gezwungen, seine Produkte an den Bamiléké zu veräußern, da die Ware im Hafen jeden Tag viel Geld kostet. Der Bamiléké hatte die Ware gekauft und zusammen mit dem Nordisten ein Geschäft in Bangangté eröffnet. Viele andere Bamiléké und Nordisten sind diesem Beispiel gefolgt und schlossen sich ebenfalls zusammen.

Am meisten ärgerte sich Präsident Paul Biya darüber, denn er hatte damit gerechnet, dass die Waren wegen den hohen Zollkosten nicht ausgelöst werden könnten und ER dadurch zu bil-

liger Ware käme. Seither sind die Bamiléké und die Nordisten beim Präsidenten nicht mehr beliebt.

Als wir endlich zu Hause sind, ist dies für mich ein unbeschreiblicher Augenblick, ich könnte die ganze Welt umarmen vor Freude und Glück. Zuerst muss ich mich überall umsehen. Was hat sich wohl in der Zwischenzeit alles verändert? Der Guavenbaum vor dem Haus ist buschiger und deutlich größer geworden, stelle ich mit Freuden fest, und auch die Bananenbäume sind gewachsen. Einer trägt sogar bereits die ersten Früchte. So werden wir in zwei oder drei Monaten unsere ersten, kleinen, süßen Essbananen genießen können.

Marcelin hat unser achtzig Meter breites und zweihundert Meter langes Grundstück so vom Steppengras befreit, dass es noch viel größer wirkt. Dadurch sieht man nun all die kleinen Maniokbäumchen auf einen Blick. Im Garten vor dem Haus wachsen bereits die ersten roten Bohnen. Ich komme aus dem Staunen nicht heraus.

Marcelin wird nun langsam ungeduldig, denn er ist gespannt, wie ich auf die vielen Veränderungen im Haus reagieren werde. Das Wohnzimmer ist wahrlich nicht wiederzuerkennen, der Boden ist nun mit großen, hell gemusterten Fliesen bedeckt und die beiden Kinderzimmer sind weiß gestrichen. Voller Stolz zeigt mir Marcelin auch das Gästebadezimmer, das helle Fliesen bekommen hat, ebenso unsere Dusche und die Küche. Doch das ist noch nicht alles: Auf dem Dach hat er einige der grünen Plastikwellbleche durch besseres Wellblech ersetzt, sodass es nun nicht mehr ins Haus regnet. »Wow!« kann ich nur ausrufen und falle Marcelin voller Freude um den Hals. Später erwähnt er noch ganz nebenbei, dass er auch drei weitere Hühner gekauft habe. Doch das ist mir gar nicht aufgefallen, da sich die Hühner stets irgendwo auf dem großen, weiten Gelände tummeln.

Nun ist es an mir, meine Überraschung für Marcelin aus dem Reisegepäck zu holen, nämlich die Stereoanlage und den Beamer, den ich für unser zukünftiges Lokal gekauft habe. Marcelin freut sich sehr darüber. Wegen des Sandes, der immer wieder mal durch alle Ritzen dringt, lassen wir alles noch originalverpackt.

Es ist ganz einfach ein schönes Gefühl, wieder als Familie vereint zu sein. Nach der langen Trennung müssen wir jedoch zuerst wieder einen gemeinsamen Rhythmus finden.

Die lauen Abende hier genieße ich sehr intensiv. Kein Auto-lärm durchdringt die absolute Ruhe, keine Lichtverschmutzung nimmt die Sicht auf den wundervollen Sternenhimmel. Nur ab und zu durchdringt das Zirpen von Grillen die Stille, mal quaken Frösche um die Wette oder der Ruf eines Nachtvogels weckt die Aufmerksamkeit von Mensch und Tier. Als ich zum ersten Mal einen Frosch quaken hörte, war ich sehr überrascht und traute meinen Ohren nicht – da muss es ja irgendwo Wasser geben. Marcelin sagte mir dann, dass es ungefähr zweihundert Meter hinter unserem Haus im undurchdringlichen Buschwerk einen Bach gibt. So verirren sich immer wieder neugierige Frösche auf unser Grundstück. Sie setzen sich dann unter das Wasserrfass und warten darauf, dass ab und zu ein Tropfen Wasser herunterplatscht.

An solch einem friedlichen Abend – Sky schläft bereits und ich habe gerade das Geschirr vom Abendessen weggeräumt – schütelt Marcelin versonnen den Kopf. Ich setze mich zu ihm und frage, an was er gerade denke. Er schaut sich stolz im Haus um und sagt: »Mein Gott, wir haben viel erreicht, aber wir haben auch die Hölle durchgemacht!« Bei den letzten Worten schlägt seine Stimme plötzlich in Trauer um.

»Nein, es war nicht die Hölle, wir hatten kein Geld, aber wir hatten uns und wir hatten trotzdem jeden Tag etwas zu essen. Mir fehlte nichts, wir lebten sehr einfach in unserer kleinen Wohnung, aber wir waren glücklich«, beteuere ich.

»Es war die absolute Hölle!«, stößt er verzweifelt hervor.

»Nein, so schlimm war es nicht!«, erwidere ich noch einmal und versuche, ihn zu beruhigen.

»Doch, es war die Hölle. Soll ich dir die Wahrheit sagen?«

Ich verstehe überhaupt nichts mehr.

»Was war denn so schlimm?«, versuche ich so ruhig wie möglich zu fragen.

»Weißt du, warum ich jeden Tag im Dorf war? Weißt du, warum ich immer so lange unterwegs war?«, fragt er mich, ohne eine Antwort zu erwarten.

»Ich habe täglich irgendeinen Gegenstand von mir verkauft

oder Geld gebettelt, damit ich überhaupt etwas zu essen für uns kaufen konnte. Erinnerst du dich noch an den Tag, als ich mit fünf Kilo Reis nach Hause kam, mit Gemüse und Früchten?«

»Ja, ich erinnere mich gut daran, ich war sehr überrascht.«

Er lässt mich nicht weitersprechen, sondern fährt fort: »An jenem Tag habe ich mein kleines Kassettengerät, das mich bisher auf allen Reisen begleitet hatte, verkauft. Ich habe es in die Stadt mitgenommen, im Restaurant darauf Kassetten abgespielt, bis jemand vorbeikam, der es kaufen wollte. Ich habe einen guten Preis rausgeschlagen, darum konnte ich all das besorgen.«

Sprachlos höre ich zu.

»Jeder Tag war ein riesiger Kampf für mich. Ich musste zuerst Geld auftreiben, bevor ich überhaupt etwas kaufen konnte.«

»Du hast mir nie etwas davon gesagt. Du bist jeden Tag gut gelaunt aus dem Haus gegangen, als gäbe es keine Probleme. Abends bis du zufrieden nach Hause gekommen. Wie hätte ich so etwas ahnen sollen?«

»Ich habe dir nichts gesagt, um dich nicht zu belasten. Du hattest ja auch kein Geld und konntest mir nicht helfen. Außerdem warst du schwanger!«

Nach den letzten Worten bricht er zusammen und beginnt hemmungslos zu schluchzen, als würden ihn alle Gefühle der Verzweiflung von damals noch einmal überrollen. Ich setze mich neben ihn und nehme ihn in den Arm. Worte sind in diesem Moment überflüssig. Ich halte ihn fest, damit er spürt, dass ich ihn liebe für das, was er für mich damals so selbstlos getan hat.

Ich streiche ihm über die Wange und wische seine Tränen weg. »Chéri, es ist vorbei, vergiss es! Uns geht es jetzt besser!«

»Es war eine schreckliche Zeit!«, sagt er noch einmal leise und beginnt sich langsam zu beruhigen. Ich lasse ihm Zeit, sich wieder zu finden, danach können wir in aller Ruhe nochmals darüber reden. Für Marcelin war es ein richtiger Überlebenskampf, den er mich nie spüren ließ und von dem ich nichts geahnt hatte. Ich danke ihm innig dafür. Wir sprachen später nie wieder darüber.

Ein paar Tage später ist Marcelin alleine in die Stadt gefahren, um Einkäufe zu machen. Sky ist noch etwas zu klein, um auf dem Mototaxi mitgenommen zu werden. Wir probierten es einmal, aber das war sehr umständlich. Bereits ein halbes Jahr später wird

er diese Art der Fortbewegung ganz besonders lieben! Eigentlich wäre zwar die Bezeichnung »Dorf« angebrachter, denn der auf 1500 Meter gelegene Ort Bangangté hat nur um die 8000 Einwohner. Doch mit der Zeit ändert sich, wie ich feststelle, auch irgendwie meine Wahrnehmung. Als ich aus der Schweiz hierherkam, sprach ich immer vom Dorf. Doch je länger ich hier lebe, in der Abgeschiedenheit von Bametcha, erscheint mir Bangangté bereits als Stadt. Und genauso geht es der Bevölkerung. Kommen sie aus einem kleinen Dorf, wird bereits das etwas größere Dorf für sie zur Stadt.

Plötzlich klingelt das Telefon und Marcelin ruft an. Er habe eine Überraschung für mich, wolle mir aber nichts darüber verraten. So bleibt mir nichts anderes übrig, als zu warten, bis er wieder zu Hause ist. Natürlich rätsle ich, aber ich habe keine Idee, was er mitbringen könnte. Eine Schlange als Delikatesse wird's wohl kaum schon wieder sein, das wäre ja auch nichts Neues mehr.

Am späteren Nachmittag höre ich plötzlich Motorengeräusche und sehe, dass jemand mit einem Auto auf unserem Grundstück vorfährt. Es ist Marcelin! Er hat doch tatsächlich ein Auto gekauft. Ich bin total überrascht, denn wir hatten nie darüber gesprochen. Dazu fehlt das Geld – dachte ich. Voller Stolz steigt Marcelin aus dem Wagen und meint: »Na, was sagst du nun?«

Na ja, ist mein erster Gedanke, und ich atme tief durch, unter Auto verstehen wir Europäer etwas anderes. In der Schweiz würde ich mich sogar schämen, damit zum Schrottplatz zu fahren! Doch hier wird es seine Dienste tun – jedenfalls mehr oder weniger, wie sich später herausstellen wird. Ich will ihm aber seine sichtliche Freude und den Stolz über die Neuerwerbung nicht nehmen, obwohl ich ihm am liebsten meine Meinung sagen würde. Wenn wir schon ein Auto kaufen, hätte ich lieber etwas mehr investiert und dafür ein Fahrzeug, das sich in einem besseren Zustand befindet. Doch selbst wenn ich meinem Ärger freien Lauf gelassen hätte, geändert hätte es nichts, das Auto ist gekauft.

Von der einst schönen, roten Farbe des Wagens ist fast nichts mehr zu sehen, es ist eher rot-weiß gesprenkelt. Ein erster Blick ins Innere zeigt, dass die Sitzpolster total zerschissen sind. Die gepolsterte Deckenverkleidung sieht nicht viel besser aus. Dort,

wo mal ein Autoradio drin war, klafft ein hässliches Loch und irgendwelche Kabel hängen herunter. Der Schaltknüppel ist lose, man kann ihn mit einer Hand einfach so herausheben, wie wir bald einmal feststellen. Über das Lenkrad hat man, wie praktisch, einen alten Reifen gestülpt. Unter der Motorhaube sind bereits viele kleine Defekte einfach mit Klebeband, Draht oder Papier umwickelt und man kann nur hoffen, dass alles hält. Im Laufe der Zeit wird Marcelin auch noch die Batterie ganz einfach mit einem Stück Dachlatte fixieren.

Marcelins Begründung, dass wir jetzt im Notfall jederzeit selber ins Spital fahren können, lässt meinen Ärger etwas verrauhen. Damals, mit der schweren Malaria, war ja die Situation wirklich sehr prekär für mich, weil das Taxi erst Stunden später kam, um mich dorthin zu bringen. Ich muss ja zugeben, dass ein Auto praktisch ist, wir können auch jederzeit in die Stadt und müssen nicht mehr stundenlang auf ein Mototaxi warten. Selbst der Regen stört uns nicht mehr so sehr, nur der Zustand der Straße!

Und so leben wir auch mit dieser Neuerwerbung unser bescheidenes Leben und lassen die Ereignisse auf uns zukommen.